

(Nachdruck verboten.)

16]

## Im Vaterhause.

Socialer Roman von Minna Kautsky.

In der japanischen und alt-assyrischen Kunst hatten die Künstler jene schlichten einfachen Linien gefunden, die man brauchte, jene großen Flächen, welche nur durch einige schlanke hochaufragende Stengel der Lotosblume, durch Palme usw. unterbrochen waren. Dort fand man die ruhigen Ornamente, von vorne gesehen, flach, ohne Schatten, in wenigen Farben ausgeführt, kurz alle Eigenschaften, welche der Herstellung durch die Maschine Vorschub leisteten.

Ein neuer Stil war aufgekommen und die Großindustrie scheute keine Kosten, ihn durchzusetzen. Niemals war so viel Druckerchwärze verbraucht worden, niemals mit so viel Geist und Geschick die Reklame inszeniert worden als jetzt, wo es galt, die Secession auf den Thron zu heben, und den Profit zu erhöhen. Man emancipierte sich rasch von dem Formen- und Farbenreichtum der Renaissance und des Barock.

Auch die Tierstücke und Schäferscenen a la Watteau, selbst die naturalistischen Blumen wollte man von Teppichen und Möbelstoffen verbannt wissen. Man schrieb lange Essays über die Geschmacklosigkeit, sich auf Menschen, Tiere und Blumen zu setzen oder sie mit Füßen zu treten. Die Mode diktierte, das Publikum wehrte sich, schimpfte und lächelnde doch mit ihr, um schließlich, wie immer, zu kapitulieren.

Die Fabrikanten hatten sich darauf einzurichten.

Auch Witte erhielt Ordre, sich dem neuen Stil anzupassen.

Er bemühte sich, secessionistisch zu komponieren, es wollte ihm nicht recht gelingen. Es fehlte ihm Auffassung und Empfindung dafür. Der Chef wies die Muster zurück, sie mußten geändert werden. Witte war außer sich.

Er nahm es persönlich, sah Bosheit, absichtliche Chikane darin — und versicherte seiner Frau, er werde sich das nicht gefallen lassen, er werde gehen, er könne leicht was Besseres finden. Elise bat ihn mit aufgehobenen Händen, seinen Unmut zu bezwingen und unter allen Umständen sich den Posten zu erhalten.

Er grollte nun auch mit ihr.

Er wußte wohl, daß jeder Uebergang zu neuen Betriebsformen stets und überall eine Menge Arbeiter und zwar die alten, die ausgedienten, aufs Pflaster warf, aber er identifizierte sich nicht mit ihnen, er glaubte nichts mit Fabrikarbeitern gemeinsam zu haben, er war ein Künstler, man hatte seiner Eigenart Rechnung zu tragen. Er versuchte durch Herabsetzung des Neuen seinen Chef eines Besseren zu belehren, aber wo der Profit mitspricht, giebt's keine Belehrung.

Es kam zu einer erregten Scene, das Wort Kündigung fiel von beiden Seiten und wurde wieder zurückgenommen. Witte mußte sich fügen. Er that es, seiner Frau, seinen Kindern zuliebe.

Während die Witte Mädchen im Schutze des Vaterhauses verblieben, wo man aus der Not eine Tugend machte und sie in jener Passivität erhielt, von der man auch heute noch behauptet, daß sie der Natur des weiblichen Geschlechts am besten entspreche, hatte die kleine Schlosserstochter, nachdem sie den ersten Schritt gethan, um ihre Selbständigkeit anzubahnen, ihre Pläne mit aller Entschiedenheit weiter verfolgt.

Sie durfte sich nicht offen dazu bekennen, sie mußte heimliche Wege gehen, sie heuchelte und log.

Auf einmal hatte sie die Lust angewandelt, „ins Nähen“ zu gehen. Der Vater war damit einverstanden, aber zahlen wollte er nichts mehr dafür, ihre Vernerei habe ihm schon genug Geld gekostet, behauptete er, und sie solle daher als Lehrmädchen eintreten und für's Geschäft arbeiten, da erwüchsen ihm keine Kosten und sie würde ordentlich eingespannt, was ihr not thäte.

Tini war darauf eingegangen und schien große Freude an der Arbeit zu haben. Besonders die Nachmittagsstunden pflegte sie pünktlich einzuhalten. Nur im Hochsommer, wo die Geschäfte schlecht gingen, wo die Wohlhabenden auf dem Lande und die Theater geschlossen waren, hatte auch sie Ferien. Um so eifriger war sie im folgenden Herbst und Winter.

„Bin nur neugierig, wenn Dir die Lehrfrau, dieser Drache, was zahlen wird,“ brummte der Vater sie an. „So lange Zeit arbeitet man nicht umsonst.“

„Von Lichtmeß an bekomm' ich Gehalt, der Drache hat mir's versprochen,“ versicherte Tini, mühsam das Lachen verbeißend.

Sie war jetzt überhaupt stets guter Laune und selbst gegen ihre Mutter weniger ungedulig als sonst.

Die Thätigkeit in der Nähsschule übte einen günstigen Einfluß auf sie, innerlich und äußerlich, und das war eigentlich seltsam.

Während andre Mädchen von diesem Metier eine schlechte Haltung und blasse Wangen dabontrugen, während ihre Augen von dem ewigen Stacheln den Glanz verloren und die Lider sich röteten, wurde ihre Haltung freier und anmutiger, ihre Geberde ausdrucksvoller und ihre Augen gewannen ein eigen, tümliches Feuer. Auch ihre Sprache suchte sie zu verfeinern, sie vermied die derben Ausdrücke, wie sie im Hause Schönbrunner gebräuchlich waren, und wenn sie mit Wittes beisammen war, bemühte sie sich Hochdeutsch zu sprechen, was bei ihr allerdings etwas geziert herauskam.

Sie hatte jetzt häufig Freikarten, einmal für dieses, einmal für jenes Theater, und lud ihre Freundinnen ein, mit ihr zu gehen.

Als Frau Witte fragte, woher sie sie hätte, erzählte sie ihr dieselbe Geschichte, die sie schon dem Vater vorgelesen: von einem Lehrmädchen, das einen Bruder beim Theater habe, der Freikarten bekäme, so viel er wolle.

Frau Witte glaubte es, so wie es der Vater geglaubt hatte, der keine Einwendungen machte.

Wenn sie die Karten geschenkt bekam, konnte sie seinetwegen ins Theater gehen, so oft sie wollte, und wenn der alte Witte die Mädchen begleitete, war's ihm auch recht, wenigstens brauchte sie der Lehrbub' nicht abzuholen.

Damit war die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit in Ordnung gebracht.

Das Jahr 1897 war angebrochen. Die Theater ließen ihre Novitäten aufmarschieren, von denen keine einen Kassenerfolg hatte, der für ein Bühnenwerk einzig maßgebend ist. Auch ein Goethe-Cyklus, wobei Reich hervorragend beschäftigt war, machte keine Häuser. Man wußte es im voraus, man kannte sein Publikum. Aber die Pflege des klassischen Schauspielers war eine Konzessionsbedingung für diese Bühne, und vor der Generalversammlung hatte man rasch einen solchen Cyklus angelegt, um den Schein zu wahren, als sei das Theater — eine Pflanzstätte der Kunst.

Die Stüde wurden einmal gegeben und dann zu Nachmittagsvorstellungen degradirt.

Tini hatte für den Cyklus ihre Freikarten, und die Wittes ermangelten nicht, Vorteil daraus zu ziehen. Die Wirkung, die Goethes Meisterwerke auf Luise übte, war ungeheuer.

Das Höchste und Tiefste, das Menschen bewegt, stürzte in warmblütiger Sinnlichkeit auf sie ein. Es war die Offenbarung des Lebens selbst, das ihr in diesen Gestalten entgegen trat, und der Künstler, der sie ihr verkörperte, war Reich.

Wie männlich schön erschien er in der gehaltenen Kraft, mit der er sich selbst bezwang, seine Leidenschaft in sich verschloß, um sie dann in einem Augenblick der Erregung mit elementarer Macht, wie eine Sturmflut, hervorbrechen zu lassen, die alles mit sich forttrieb. Sie saß im Vorkett und rührte sich nicht. Aber ihr Herz klopfte zum Zerpringen und ihr seelisches Entzücken war ungeheuer.

Reich stand in voller Künstlerglorie vor ihr, groß und unnahbar.

Was war sie doch für ein eitles Kind gewesen, daß sie seine flüchtige Huldigung ernst genommen und geweint hatte, als er sich nicht weiter um sie gekümmert.

Es war verzeihlich, weil sie damals so jung gewesen, aber als der Zufall sie wieder zusammenbrachte und er, sich ihrer erinnernd, ihr ritterlich den Arm bot, um sie vor der daherstürmenden Menge zu schützen, hatte sie kein Wort des Dankes dafür gefunden; sie hatte kühle Zurückhaltung geheuchelt, und als er sie fragte, ob sie nie den Wunsch gehabt, ihn spielen zu sehen, hatte sie mit einem kurzen Nein geantwortet, das ihm ihre Gleichgültigkeit und ihre Unanade verraten sollte. Wie unartig, wie abgeschmackt und



lächerlich war das gewesen, wie albern mußte sie ihm erschienen sein! Wenn sie daran dachte, und sie mußte jetzt oft daran denken, röteten sich ihre Wangen und sie biß sich auf die Lippen in Beschämung und heißem Unwillen über sich selbst.

Die Abende, an denen die Mädchen nicht im Theater waren, pflegte Tini bei Wittes zu verbringen.

Sie fand es dort sehr gemütlich und alle sahen sie gern. Wenn sie mit ihrem lustigen Gesicht zur Thür herein guckte mit der Frage, ob sie nicht störe, und, ohne die Antwort abzuwarten, hereintänzelte, brachte sie, wie sie selbst sagte, Leben in die Bude.

Sie sprach fast nur vom Theater. Wie viel Drolliges wußte sie nicht zu erzählen, und die Suada, die sie entwickelte, die merkwürdigen Ausdrücke, deren sie sich bediente, die lebhaftesten Gesten, mit denen sie ihre Worte begleitete, hätte minder harmlosen Leuten wohl auffallen müssen.

Während die Witte Mädchen ganz naiv, ohne zu deuteln, sich dem Kunstgenusse hingaben, kritisierte sie alles.

Sie fiel über die Schauspieler her und „vermoppelte“ sie. Keiner konnte es ihr recht machen. Sie ließ nur den einen gelten, den einzigen, der ein wirklicher, wahrer Künstler sei: Reich. Die andern waren Gaukler, Komödianten, Possenreißer — die ihr auf die Nerven gingen. Der eine soll zu viel, er war immer verkateret, ein anderer sprach die Verse wie ein Schwein. Kurz, man glaubte einen alten Schauspieler zu hören, der an seinen Kollegen kein gutes Haar lieh.

Aber je mehr sie sich erhitzte, um so drolliger wirkte sie. Man lachte aus vollem Halse, und nachdem sie diesen Effekt erreicht, änderte sie plötzlich Ton und Stimme und lachte mit.

Als sie sich einmal tief in ihr Thema verannt hatte, ließ sie Bemerkungen über Reichs private Verhältnisse einfließen. Er lebe als Junggeselle, habe eine Köchin und einen Diener. Er sei vertrauenselig wie ein Kind und werde betrogen. Sie wußte, daß er furchtbar viel geladen werde, in die feinsten Häuser, man mache sich ihn ordentlich streitig.

„Ob denn die Brandts noch immer zu seinen Freunden gehören,“ bemerkte Witte, ohne eine Frage daraus zu machen.

Tini bejahte lebhaft, sie seien befreundeter als je; wenn Reich nicht beschäftigt sei, kämen sie nachmittags zu ihm, um Karten mit ihm zu spielen.

Gusti lachte. „Was die alles weiß, sie thut grad so, als ginge sie als seine gute Freundin bei ihm aus und ein.“

„Nun, und wenn es so wäre?“ Tini zog das Näschen hoch und sah ungeheuer verwegen aus.

Die Mädchen klatschten in die Hände. „Bravo, Tini, bravo! Nur weiter!“

„Hüten Sie sich, so etwas zu sagen,“ mahnte Frau Witte, „es könnte Leute geben, die es glauben würden.“

„Nein, Mutter, das glaubt ihr niemand,“ versicherte Witte, „das ist ein zu großer Schwefel.“

Das Wort zündete. Die Mädchen lachten sie aus und wiederholten: „Ein Schwefel, ein Schwefel!“

Dieser Provokation gegenüber verließ Tini die Selbstbeherrschung. Die Fessel des Schweigens, die sie so lange gedrückt, war gesprengt, ihre Augen leuchteten auf im Triumph, die Worte stürzten förmlich von ihren Lippen:

„Kein Schwefel, alles wahr — seit einem Jahre gehe ich bei ihm aus und ein, ich bin seine Schülerin — demnächst seine Kollegin — ich habe Talent, viel Talent! Reich sagt es — ich gehe zum Theater! — So lacht doch, Mädchen, warum lacht Ihr denn nicht?“

Das unerwartete Geständnis hatte ein Staunen erregt, das an Verstörung grenzte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Birnenernte.

Von Michel Thivars.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen.

I.

Nach dreißig langen Jahren, während welcher sie unverdrossen von fröh bis spät Heringe, Petroleum und Syrup verkauft hatten, sahen Herr und Madame Chamoiseau sich endlich am Ziel ihrer Wünsche, sie verkauften ihr Geschäft und zogen sich aufs Land zurück, d. h. sie erwarben in einem Vororte ein paar Quadratmeter steiniger Erde und ließen darauf von einem Maurermeister eine Art Dominoschachtel erbauen, welche sie in ihrem Enthusiasmus „Blumenvilla“ taufte. Blumenvilla — des Gartens wegen, auf den sie ganz besonders stolz waren.

Dieser Garten war aber auch in der That prächtig. Er enthielt einen Baum, einen wirklichen Baum mit wirklichen Blättern, die im Frühling sproßten und im Herbst fielen. Im Sommer war dieser Baum wegen des Schattens, den er spendete, einfach unschätzbar.

Der Garten enthielt ferner einen Wasserfall und einen See, in den sich ersterer ergoß. Freilich war der See nur ein bescheidener, spudnapfgroßer, von vier Backsteinen umgebener Tümpel, und der Wasserfall — wenn er ging! — stammte aus einer über dem See angebrachten Gießkannenbrause, die sorgfältig zwischen zwei Steinen versteckt war.

Diese Gießkannenbrause war der Niagara, ein Niagara en miniature. Er wurde durch ein Eisenblechreservoir gespeist, das man mit Hilfe eines Eimers füllen mußte, wenn man die Wasserfälle spielen lassen wollte. Es war auf die Dauer ermüdend, den Niagara zu speisen, aber Chamoiseau, dem diese Pflicht oblag, tröstete sich mit dem Gedanken, daß es kein Vergnügen ohne Arbeit gäbe.

So sah das irdische Paradies aus, welches das Ehepaar Chamoiseau sich geschaffen hatte in der Absicht, seinen Lebensabend in Behaglichkeit und Freude zu verbringen. Und sie gingen wader ans Werk, ihre Absicht in die That umzusetzen. Sie sahen im Schatten ihres Baumes — erst einer, dann der andre, denn der Baum war noch zu jung, um zwei Personen gleichzeitig Schatten gewähren zu können; sie ließen den Niagara spielen (die Vorbereitungen dazu machten Herrn Chamoiseau todmüde); sie harteten ihre Aalen; pflanzten allerlei Gemüse; begossen ihre Beete; kurz, sie stürzten sich in einen Ocean ländlicher Freuden. Und dann . . . ja, dann begannen sie in rührender Uebereinstimmung herzlich zu gähnen. Zum Teufel! man erschöpft nicht ungestraft den Kelch der Hochgenüsse!

„Wenn wir die Gripponets für nächsten Sonntag zum Frühstück einladen möchten?“ schlug Madame Chamoiseau eines Morgens vor.

„Das ist ein Gedanke!“ pflichtete Chamoiseau bei. „Das wird uns wenigstens die Langeweile vertreiben. Und dann können sie uns auch bei der Birnenernte helfen.“

„Birnen“ war etwas prätentiosös ausgedrückt. Die Ernte bestand nämlich nur aus einer Birne, und diese eine Birne war überdies noch angefressen. Aber ihr krankhafter Zustand machte sie nur noch interessanter.

Die Einladung wurde abgelehnt. Die Gripponets antworteten, sie nähmen mit Vergnügen an und würden am folgenden Sonntag um 11 Uhr erscheinen — natürlich wenn es schönes Wetter wäre.

### II.

Keine Kleinigkeit, die Gripponets zu empfangen. Sie waren berücht als die ärgsten Klatschmäuler weit und breit. Man mußte dafür sorgen, daß sie keine Gelegenheit erhielten, ihre spitzen Zungen an der „Blumenvilla“ zu üben.

Chamoiseau erklärte, die Geschichte dürfte kosten, wieviel sie wollte. Es käme nicht aufs Geld an. Hauptfache sei, daß man die Gripponets blendete, sie durch einen wahrhaft seenhaften Lurus zermalme, um ihnen die tiefe Luft begreiflich zu machen zwischen den Besitzern einer herrschaftlichen Villa und Mietern einer Wohnung im fünfsten Stock der Rue Beaumont. Und wenn wirklich infolge eines bösen Zufalles etwas schief gehen sollte, könnte man sich immer noch mit der billigen Ausrede helfen:

„Na, Sie wissen ja! Auf dem Lande . . .“

Endlich brach der Sonntag an. Schon beim Morgengrauen waren die beiden Gatten auf den Beinen und befragten den Himmel.

„Es wird sehr schönes Wetter werden,“ prophezeite Madame Chamoiseau. „Die Gripponets werden kommen.“

Und sofort machten sie sich an die Toilette. Nicht an ihre, sondern an die des Gartens. Madame Chamoiseau säubte den Rasen und die Blumen ab und behandelte den kostbaren Birnbaum, der die „Ernte“ trug, mit einer wahrhaft mütterlichen Sorgfalt. Sie ging sogar so weit, ihn Blatt für Blatt mit Insektenpulver zu bestäuben, einem alten Ladenaüter, den sie noch aus ihrer Geschäftszeit zurückbehalten hatte, um die Blattläuse zu bekämpfen.

Chamoiseau schleppete in Hemdärmeln Wasser heran für den Niagara. Er arbeitete mit einem lobenswerten Eifer. Die Wasser-eimer folgten einander in schwindelnder Eile und ergossen ihren Inhalt in das Reservoir, welches sich zusehends füllte. Chamoiseau war in Schweiß gebadet. Ganz gleich — die Pflicht vor allem! Es würde ja eine unsterbliche Blamage sein, wenn dem Niagara mit einmal das Wasser ausginge!

Inzwischen hantierte Agathe, die dicke Köchin, rot wie ein Krebs in der Küche herum.

Als Herr und Madame Chamoiseau ihr Werk vollendet hatten, umfaßten sie mit einem lezten, zufriedenen Blick den peinlich sauberen Garten, der frisiert und gepuzt aussah wie ein Bräutigam; dann betrachteten sie einander mit einem leisen Lächeln befriedigter Eitelkeit. Die bösen Zungen der Gripponets würden gewiß nichts auszuweisen finden.

„Vorausgesetzt, daß sie kommen“, murmelte Chamoiseau.

„Und warum sollten sie nicht kommen?“ entgegnete Madame Chamoiseau, schon ärgerlich bei dem bloßen Gedanken, daß die mühevollte Arbeit seit dem frühen Morgen ganz umsonst gewesen sein könnte.

„Warum nicht? Die Wolke da hinten“ . . . bemerkte der Gatte, auf den Himmel zeigend. „Wenn wir nur keinen Regen bekommen!“



„Du bist verrückt, Chamoiseau! Einfach verrückt mit Deinen Ideen!“

Der Zwischenfall hatte keine weiteren Folgen: Die Besitzer der „Blumenvilla“ mußten sich mit ihren respektiven Toiletten beschäftigen, hatten also keine Zeit zum Zanken.

Die Toilette des Gatten war schnell gemacht. Eine Leinwandjade und einen Pflanzergut — was braucht man auf dem Lande noch weiter?

Madame Chamoiseau hatte mehr Zeit nötig, um sich würdig herauszuputzen. Erst nach einer Stunde verließ sie ihr Zimmer mit der Majestät einer Juno, welche in ein zu enges Korsett gepreßt ist.

Ihr Gatte erwartete sie bereits im Garten unter dem Birnbäum, wo er mit unruhigen, sorgenvollen Augen den Himmel betrachtete.

„Die Wolke ist größer geworden,“ sagte er, sobald er seine Juno bemerkte.

„Du bist lächerlich mit Deiner Wolke!“ erwiderte diese in gereiztem Ton. „Wo siehst Du denn eigentlich eine Wolke?“

„Wo? Dort meine Liebe! Ueber dem Dach!“

„Das ist keine Wolke, sondern Rauch.“

„Rau . . .?“

„Ja wohl, Rauch!“ erklärte Madame Chamoiseau herausfordernd.

„A—u—h! . . . Dir wär's natürlich lieb, wenn es eine Wolke wäre, wenn es Regen gebe, und wenn die Gripponets nicht kämen. . . Natürlich, weil ich vorgeschlagen habe, sie einzuladen! . . . Aber es wird nicht regnen!“

Und auf ein Achselzucken ihres Gatten wiederholte sie mit erhöhter Stimme, indem sie jede Silbe unterstrich:

„Es wird nicht reg—nen!“

„Meinetwegen!“ entgegnete Chamoiseau ruhig, indem er seine Uhr zog. „Aber jedenfalls kommen sie nicht gerade pünktlich, die Gripponets. Es ist 11 Uhr.“

Wie als Antwort schlug in diesem Augenblick die Glode an.

„Na, sind Sie pünktlich oder nicht?“ fragte Juno mit höhnischem Lächeln.

„Teufel!“ erschraut Chamoiseau. „Der Niagara geht ja noch nicht!“

Er öffnete eiligst einen Hahn und die Gießkannenbrause begann sofort ihre Wasser mit einer Schnelligkeit von mindestens zwei Litern in der Stunde in die Tiefe zu schleudern. Dann erst ging er öffnen. Er kam fast augenblicklich zurück.

„Wie? Nicht die Gripponets?“

„Nein. Ein Hausdiener mit einer Nähmaschine. Hast Du denn eine Nähmaschine gekauft?“

„Ja wohl, ich habe eine Nähmaschine gekauft. Habe ich vielleicht nicht das Recht dazu?“

„Ja doch! Ja!“

„Du willst mir wohl gar die Nähmaschine bortwerfen?“

„Aber nein! Ich denke ja gar nicht dran!“

„Jeder andre Mann würde sich freuen, daß seine Frau eine solche Maschine gekauft hat! . . . Der gnädige Herr sieht es vielleicht lieber, daß ich mir Diamanten kaufe? Schön! Ich werde mir Diamanten kaufen! . . . Ja wohl, das werde ich! Ich werde mir Ringe, Broschen, Armbänder . . .“

„Aber liebe Hortense . . .!“

„Hat sich was — liebe Hortense! Hier . . .“

„Donnerwetter!“ rief Chamoiseau aufspringend. „Der Niagara! Er läuft immerfort! Ich vergaß den Hahn zu schließen. . . Man braucht doch nicht das kostbare Wasser zu vergeuden, bevor die Gripponets da sind!“

Er lief, den Niagara abzustellen, und blickte dann wieder prüfend in die Höhe.

Der Himmel verfinsterte sich mehr und mehr. Die Sonne war jetzt ganz hinter tintenfarbigen Wolken verschwunden.

„Der Rauch wird immer stärker,“ sagte er ironisch.

Madame lächelte verächtlich, zuckte die Achseln, erwiderte aber kein Wort.

III.

Eine halbe Stunde später erschien Agathe auf der nach dem Garten führenden Treppe.

„Es ist zwölf Uhr!“ rief sie. „Das Frühstück ist fertig. Ihre Gäste werden sicher nicht kommen. Es regnet ja schon!“

„Ob es regnet oder nicht,“ erwiderte Madame Chamoiseau trocken, „Sie werden erst in einer halben Stunde servieren.“

„Das ist aber doch zu stark!“ rief Chamoiseau, dessen Geduld zu Ende war. „Agathe, servieren Sie sofort!“

„Agathe, ich verbiete Ihnen, zu servieren!“

„Agathe, ich befehle Ihnen, zu servieren!“

Die beiden Gatten hatten sich erhoben und standen einander wütend wie zwei Kämpfer gegenüber. Nur einen Augenblick, dann räumte Chamoiseau den Platz, stürmte ins Haus und schleuderte der biden Agathe den Befehl zu:

„Sofort! Hören Sie? Sofort servieren Sie!“

Madame Chamoiseau hatte es sich in den Kopf gesetzt, im Garten zu bleiben, aber auch sie wurde durch den Regen bald in die Flucht gejagt. Als sie das Speisezimmer betrat, fand sie ihren Gatten mit der Serviette um den Hals bereits bei Tisch.

„Da bist Du ja!“ höhnte er. „Hat Dich der Rauch ins Haus getrieben?“

Und spöttisch wies er durch's Fenster auf den Plagregen, der sich über den Garten ergoß. Madame Chamoiseau belam fast einen Nervenanzfall. Sie mußte an sich halten, um sich nicht mit ihren spitzen Nägeln auf ihren Herrn und Gebieter zu stürzen. Aber da sie notwendigerweise an irgend jemand ihre Wut auslassen mußte, so war es, wie so oft, Agathe, die unschuldige Agathe, über deren Haupt sich die volle Schale ihres Jornes entleerte. Die unglückliche Köchin servierte gerade den ersten Gang, einen prachtvollen Hecht.

„Agathe, ich habe Ihnen doch verboten, zu servieren!“

„Verzeihung, Madame, aber der Herr . . .“

„Verlassen Sie auf der Stelle . . .“

„Bleiben Sie, Agathe!“ brüllte Chamoiseau. „Ich verdoppele Ihnen Lohn!“

„Es soll nicht heißen, daß diese . . . diese Person mir hat trogen dürfen!“ rief Madame Chamoiseau, bleich vor Wut.

Damit entriß sie den Händen der Köchin die dampfende Schüssel, öffnete das Fenster und warf Schüssel samt Fisch in den Garten.

„Ei sieh mal an! Fängst Du so an . . .!“

Im Nu hatte Chamoiseau seinerseits eine Schüssel mit Vanillecrème, dem Lieblingsgericht seiner Frau, ergriffen und sie dem Hecht nachgeschickt. Seine bessere Hälfte replizierte damit, daß sie eine Krebspyramide zu den Resten des Hechts und der Crème speidierte, und zwischen den beiden Gatten entspann sich ein Kampf, dessen Kosten das Tafelgeschirr und die Schwären zu tragen hatten. Schüsseln, Teller, Karaffen und Flaschen — alles nahm den Weg durch's Fenster! . . .

„Da! . . . So! . . . Jetzt dies! . . . Und nun das! . . . Ich werde Dir schon zeigen, ob ich Charakter habe! . . . Ich auch! . . . Da! . . . Da! . . .“

Die Köchin war zunächst starr vor Schred und Bestürzung, aber bald wurde auch sie vom nächtlichen Wahnsinn ergriffen wie ihre Herrschaft. Um sich für die bösen Worte, die man ihr soeben an den Kopf geworfen hatte, zu rächen, lieferte sie voll boshafter Schadenfreude den Kämpfenden immer neue Munition, indem sie die saftigen Speisen, welche sie mit soviel Mühe und Fleiß zubereitet hatte, hereintrug. Mehleule, Verchenfriskasse, Apfeltorte, Ragout usw. — alles nahm den Weg durch's Fenster.

Und draußen fiel immer noch der Regen . . .

IV.

Schließlich hörte er aber dennoch auf, dieser Regen, der die Disharmonie zwischen den beiden Gatten veranlaßt hatte, und die trageerische Stimmung der Helden verbrauchte mit ihm. Die Sonne strahlte wieder am Himmel, und der Friede in den Herzen der Kämpfenden.

Gott! wenn die Gripponets jetzt kämen! dachten die beiden Gatten gleichzeitig, indem sie den Haufen zerbrochenen Geschirrs und verdorbener Schwären betrachteten, welcher sich vor dem Niagara türmte.

Zum Glück kamen die Gripponets nicht. Aber als der Jorn dem Hunger gewichen war, einem grimmigen Hunger, noch verschärft durch die körperliche Bewegung, der sie sich soeben hingegeben hatten, waren die Chamoiseaus froh, in der Speisekammer ein kleines Stück Käse zu finden, das sie mit einem Stückchen harten Brotes melancholisch vor den Trümmern des feinen Frühstücks verzehrten, des Frühstücks, das Agathe mit soviel Mühe und Fleiß zubereitet hatte.

Am Schluß dieses frugalen Mahles wollten sie als eine Art Dessert wenigstens die famose Birne verzehren. Aber als man sie entzweischneit, fand sich im Innern ein großer dicker Wurm. Ach!

„Schadet nichts!“ philosophierte Chamoiseau. „Auch dieser Regen hat seine guten Seiten gehabt: er hat das Reservoir des Niagara bis zum Rande gefüllt. Und die Gripponets . . . na, die können wir ja das nächste Jahr wieder zur Birnenernte einladen!“ —

Kleines feuilleton.

— Reisen vor 75 Jahren. Die zunehmende Beschleunigung des Personenverkehrs zwischen Brüssel und Berlin veranlaßt die „Etoile Belge“ zu einigen Betrachtungen über die Reiseverhältnisse früherer Zeit. Die Brüsseler sahen den ersten Eisenbahnzug am 5. Mai 1831. Bis dahin mußten sie sich mit der Schnellpost begnügen, die durchschnittlich zwei Meilen in der Stunde zurücklegte. Im Jahre 1830 bedurfte man zur Reise von Brüssel nach Ostende — wenn, wie der Postkondukteur im Bewußtsein seiner Verantwortlichkeit regelmäßig zu erklären pflegte, „alles gut ging“ — 13 Stunden. Eine Fahrt nach London war ein Ereignis, und der Herr, der dort gewesen war, galt für einen unerschrockenen Reisenden. Der Brüsseler, der sich nach England wagte, fuhr in aller Frühe ab und traf nach dreizehnstündiger Schnellpost abends gelähmt in Ostende ein. Einige Entschädigung brachte ihm ein reiches Abendessen im Hotel de la Couronne, dem einzigen anständigen Gasthof, den die Stadt damals besaß. Hiernach machte er einen kleinen Gang am Strande, und zwar mit einer Laterne in der Hand, denn eine Straßenbeleuchtung kannten die Ostender noch nicht; dann ging's zu Bett. Das einzig Mittel zur Ueberfahrt zwischen Belgien und England war ein kleiner Segler, der jede Woche zweimal die Reise machte. Das Borderteil des Schiffes war für das schwere Gepäck bestimmt, die Reisenden hielten sich in einer nach hinten gelegenen Kabine auf, die ungefähr 12 Personen fassen konnte, aber selten besetzt war. Waren Wind



und See günstig, so dauerte die Ueberfahrt an zehn Stunden, andernfalls oft doppelt so lange. Die Qualen der Reisenden kann man sich denken. Der elende Kutter wurde derart hin- und hergeworfen, daß schon nach viertelstündiger Fahrt alles seetrank war. Die Ankunft in Dover wurde denn auch mit allgemeiner Begeisterung begrüßt. Man stürzte nach dem Gasthaus zur Kanone, der dem Landungsplatz gegenüberlag, und wartete bei einem guten Mahl auf die große Post (mail-coach), die, was für die damalige Zeit ein wahres Wunder war, die 25 Meilen von Dover nach London in sechs Stunden zurücklegte. Die Reise von Brüssel aus umfaßte also, abgesehen von der Nacht im Gasthof und der Zeit, die man auf das unregelmäßig abfahrende Schiff warten mußte, mindestens 31 Stunden. Das erste Dampfboot, der „Pyroscaphe“, erschien in Ostende erst am 17. Oktober 1834, und es bedurfte noch mehrerer Jahre, bis man von Brüssel nach Ostende mit der Bahn fahren konnte. —

— **Londons Wasserversorgung.** Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus London geschrieben: Am 24. Juni nimmt London die Wasserversorgung seiner Bürger in eigene Regie und wird damit in die Reihe der größten existierenden Betriebe rücken. Eine Einwohnerzahl von rund 6 1/2 Millionen Köpfen ist zu versorgen, deren Wasserverbrauch gegenwärtig ungefähr hunderttausend Hektoliter per Tage beträgt. Außer der Themse und dem Flusse Lea liefern noch 50 tiefe Brunnen das erforderliche Wasser, das in 122 Reservoirs angesammelt wird. Das Filtrieren des Wassers beschäftigt 238 Motore mit 33 000 Pferdekraften; es beansprucht einen Flächenraum von 143 Acker und die Schläuche haben eine Länge von 6000 englischen Meilen. Dadurch, daß die Wasserversorgung bisher sich in den Händen von Privat-Handelsgesellschaften befand, die sehr große Gewinne erzielten, ist die Erwerbung der Betriebe für die Stadt London sehr teuer geworden. Die an die bisherigen Aktionäre zu zahlenden Kompensationen dürften allein ungefähr 600 Millionen Mark betragen. An Obligationen hat die Stadt über 200 Millionen Mark zu übernehmen, und diese und die übernommenen Bestände bringen eine jährliche Zinsenlast von rund 20 Millionen Mark mit sich. Dagegen wird die Stadt nicht annähernd die 640 000 M. jährlich auszugeben brauchen, welche die acht Direktoren der Wasser-Gesellschaften bisher bezogen. Das Schiedsgericht, das die Uebernahmepreise der Betriebe festsetzte, hat etwa 1 1/2 Millionen Mark verschlungen, die zunächst in Gebühren für Schiedsrichter und Sachverständige aufgingen. Die langen Verhandlungen und die hohen Preise, die schließlich gezahlt werden mußten, machten andre englische Städte stolz auf ihren alten Besitz des Wassers. So liegt zum Beispiel Southamptons Wasserversorgung, die im Jahre 1290 von Mönchen eingerichtet wurde, schon seit dem Jahre 1420 in städtischen Händen. Noch älter sind die Wasserturme in Tiberton. Sie wurden im Jahre 1240 von Amicia, Gräfin von Debon, errichtet und der Stadt zum Geschenk gemacht. Die Tiberton-Wasserturme sind die ältesten in Großbritannien. —

**Archäologisches.**

ie. Die letzten Ausgrabungen in Theben haben sehr wichtige Entdeckungen zu Tage gefördert. Die Forschungen geschahen auf Kosten des seit 20 Jahren bestehenden Egypt Exploration Fund und standen unter Leitung von Professor Naville aus Genf und Dr. Hall vom Britischen Museum in London. In der Umgebung des großen Tempels von Deir el Bahari auf den westlichen Hügeln des alten hundertthorigen Theben lag ein Durcheinander von Schutthäufen, in dem man entweder einen weiteren Tempel oder eine alte Totenstadt vermutete. Professor Naville nahm die schon seit 5 Jahren an dieser Stelle geplanten Ausgrabungen im vorigen Winter in Angriff und entdeckte unter dem Schutthäufen ansehnliche Ruinen eines kleineren Tempels, die sich wegen ihres Alters als ein Fund von großer archäologischer Bedeutung herausgestellt haben. Es handelt sich um die Grabkapelle oder den Leichentempel des größten Monarchen der 11. Dynastie, der etwa 2500 Jahre vor Christi geherrscht hat. Ein Tempel aus dieser Zeit ist in Aegypten eine große Seltenheit, obgleich immerhin durch die deutschen Ausgrabungen in Assiut bei Kairo noch ältere Grabtempel aufgedeckt wurden, die der 5. Dynastie angehören und noch etwa 500 Jahre älter sind. Der neue Tempel aber ist immerhin der nächstälteste, zwar nicht so prächtig wie jene, dagegen von ebenso großem, allgemeinem, baulichem Interesse und noch wichtiger sogar in seiner Bedeutung für die Geschichte der ägyptischen Kunst. Ueber den Zustand der Kunst zu Beginn des Mittleren Reiches unter der 11. Dynastie war bisher noch außerordentlich wenig bekannt, man hielt sie für roh und stillos. Die Entdeckung von Hunderten bemalter Relieffskulpturen in dem jetzt ausgegrabenen Tempel wird diese Anschauung durchaus ändern, denn darunter finden sich Geräte von höchster Meisterschaft. Der Bau des Tempels ist hauptsächlich aus Sandstein und Granit errichtet und stellenweise mit größter Sorgfalt und mit hohem Geschmack zusammengefügt. Besonders fesselnd wirkt eine Säulenhalle aus schmalen, viereckigen Sandsteinsäulen, während die Haupthalle des Tempels sich auf achtseitigen Pfeilern erhebt. Wie in dem großen Tempel von Deir el Bahari, so sind auch hier in der Bauart Abweichungen von den andern Tempelbauten Aegyptens zu bemerken, und schon hinsichtlich des großen Tempels wurden verschiedene Mutmaßungen darüber angestellt, was die merkwürdige Anordnung von Plattformen, geneigten Ebenen und Säulenhallen zu bedeuten haben könnte. Jetzt läßt sich als sicher annehmen, daß diese Kolonnaden, Plattformen und Rampen Kennzeichen für den älteren Stil des

ägyptischen Tempelbaues gewesen und später außer Mode gekommen sind. Uebrigens hatte Norman Lockyer bereits vorausgesagt, daß auf den Westhügeln von Theben ein alter Tempel gestanden haben müsse, der für die Verehrung des Hundsterns (Gathar) bestimmt gewesen sei. Die göttliche Verehrung des Sirius ist ein sehr merkwürdiger Zug der ägyptischen Kulturgeschichte und hängt mit der Entdeckung des sogenannten heliakalischen Aufganges des Hundsterns zusammen. Die erste Beobachtung dieses astronomischen Ereignisses in Aegypten dürfte in die Zeit zwischen 3285 und 2400 vor Christi gefallen sein, und für dieselbe Zeit ist die Entstehung des hundertthorigen Theben und seiner Tempel anzunehmen. Auch für die Geschichte der Himmelskunde könnten daher die neuen Ausgrabungen noch mancherlei Wichtiges zu Tage fördern. —

**Humoristisches.**

— **Bsch. Freund** (zum Bekannten): „Denken Sie, wohin ich wieder einmal mit meiner Gutherzigkeit gekommen bin: der Schuster Meier kriegt von mir noch dreißig Mark; schenke ich dem Kerl neulich, damit er 'mal etwas ruhig ist, einen abgelegten wasserdichten Rodenzug... jetzt kommt er sogar auch bei dem stärksten Regen, um mich zu mahnen.“ —

— **Fatale Verwechslung.** „Nicht eine einzige Offerte ist auf das Heiratgesuch eingelaufen?“

„Nein, denke Dir das Bsch, da sind die Ueberschriften von zwei Inseraten verwechselt worden; über dem meinigen stand in fetten Buchstaben: „Warnung!“ —

(„Meggendorfer Blätter.“)

**Notizen.**

— Das Goethe-Schiller-Archiv in Weimar will sämtliche an Schiller gerichtete Briefe in einem Sammelband herausgeben. —

— Eine deutsche Ausgabe der Selbstbiographie des englischen Philosophen Herbert Spencer erscheint demnächst bei Robert Lutz in Stuttgart. —

— Die für die Weltausstellung in St. Louis bestimmte Pracht-Ausgabe des Nibelungenliedes, mit Illustrationen und Buchdruck von Joseph Sattler, ist für die Dauer von drei Wochen im Lichthof des Kunstgewerbe-Museums ausgestellt. —

— Die Mitgliederzahl der Neuen Freien Volksbühne ist im letzten Vereinsjahr auf 4300 gestiegen; es sind jetzt sechs Abteilungen eingerichtet. Für die nächste Spielzeit sind zwei Theater, das Neue Theater und das Schiller-Theater N., durch Pachtverträge gesichert. Es sollen künftighin Klassikervorstellungen großen Stils in das Repertoire aufgenommen werden. Das neue Spieljahr wird „Die Kindesmörderin“ von Heinrich Leopold Wagner eröffnen. Von modernen Stücken sind „Josefine Martens“, Schauspiel von Lothar Schmidt, „Der Ausflug ins Sittliche“, Komödie von Georg Engel, in Aussicht genommen. —

— Das Deutsche Volks-Theater in Wien hat Raoul Auernheimers dreiaktiges Lustspiel „Die große Leidenschaft“ zur Erstaufführung angenommen. —

— In der Berliner Seceffions-Ausstellung veranstaltet Dr. Paul Kraemer seine nächste Föhrung mit erläuterndem Vortrag am 24. Juni, 5 Uhr nachmittags. —

— Eine meteorologische Station wird nächstens im hohen Norden Schwedens an der Bahnstation „Nilsgränsen“ (Ofotenbahn) errichtet werden. —

— Ein neues Radioskop beruht, der „Kölnischen Zeitung“ zufolge, auf der Einwirkung von Radium auf einen mit Zinkblende beschriebenen Schirm. Die Thätigkeit der Radiumstäbchen, die sonst dem bloßen Auge nicht sichtbar sind, tritt hierbei in überraschenden Lichterscheinungen zu Tage. Indem diese Strahlen mit ungeheurer Geschwindigkeit auf den Schirm treffen, zerspalten sie dort die Zinkblende in feine Stäbchen, und dadurch entleuchtet am Orte jedes dieser unzähligen Kriställchen ein blendend heller Wlitz. Auf diese Weise präsentiert sich der Schirm wie eine dunkle, mit zahllosen glänzenden und funkelnden Sternen besäte Fläche. —

— Eine goldene Medaille und eine Summe von 400 M. hat der englische Ausschuß für Feuerverhütung für das beste Kindermärchen ausgeschrieben, das vor den Gefahren des Spielens mit feuergefährlichen Gegenständen warnet. Alles nähere durch die folgende Adresse: British Fire Prevention Committee, London. —

— **Japanische Kinder.** Aus Shanghai wird der „Frankfurter Zeitung“ geschrieben: Jedes europäische Kind kann, falls es nicht stumm ist, ohne Zögern die Frage beantworten: „Wie heißt Du?“ Ein kleiner Japaner muß hierüber aber immer erst etwas nachdenken, weil er zu verschiedenen Lebenszeiten mit verschiedenen Vornamen benannt wird. Den ersten erhält er, wenn er einen Monat alt ist. Bei dieser Gelegenheit werden drei Namen auf je ein Stück Papier geschrieben und dann in einem Tempel unter Gebeten in die Luft geworfen. Das Kind bekommt denjenigen Namen, der zuerst zu Boden fällt, und es behält ihn drei Jahre lang. Im fünfzehnten Jahre wird der Name abermals gewechselt und dann nochmals bei der Hochzeit. —